

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 23

Artikel: Das Geheimnis des Berges
Autor: Jenny, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sprechen, die man nicht einmal dem Namen nach kennt. Man sieht Frauen, die bestimmt aus Amerika kommen, Männer, die aus Asien sind.

Man sucht es den Herren Portiers gleich zu tun, die da in langer Reihe bereit stehen, wenn irgend ein grosser, internationaler Zug eintrifft. Man spielt die lieben, alten Spiele der Elsa von Brabant: «Wes Nam und Art? Was ist sein Beruf, welches seine Nationalität? Man muss sich denn böse sein, wenn man zum hundertsten Male hereingefallen ist? Wenn der vornehme Amerikaner italienisch flucht? Wenn die totsckicke Pariserin im reinsten Bärndütsch von ihrer Stelle in einem Konfektionsladen berichtet? Nein! Man spielt ja nur, und das Hereinfallen würzt erst die Sache.

Man drängt sich zu belanglosem Geldwechsel an den Schalter der Wechselstube, nur um zu sehen, welche Geldsorten dieser braungebrannte Ski-Gott einwechseln wird. Man stellt sich in die Schlange der Leute am Schalter, als gehöre man mit dazu, nur um in Gedanken die Reisen der Leute mitzuerleben, die sich wirklich Fahrkarten kaufen. Rheinfelden — Retour. Bukarest — Erste!

Ein Dienstmann, schwer beladen mit riesig vornehmem Gepäck, drückt sich vor uns durch die Drehtüre ins Restaurant. Sekundenlang schauen ein paar Leute auf: Donnerwetter! Aber schon setzen wir uns bescheiden, allein und ohne Gepäck an ein strategisch interessant gelegenes Tischlein. Etsch — hereingesaust sind dies mal die anderen!

Da beginnt es an der Tür gegenüber zu strömen und zu strudeln. Voran (man sucht fast die Fahne:) «The man from Cook» mit den goldenen Knöpfen oben auf der Mütze. Und hinterher die ganze, bunte Cook-Party. Ankommende Menschen sehen immer ein wenig wie Kinder aus. Staunende Augen wandern umher: So this is Switzerland!

Oder ein holländischer Ferienzug bricht über das Lokal herein. Aehnliche Szenen. Man kommt kaum nach mit Schauen und Mustern. Oder grosse Aufregung: Irgend eine Berühmtheit von der Weltbühne oder von der Filmleinwand hält ihren Einzug. Erschauerndes Schweigen und Verrenken der Hälse!

Und dann gibt es die ganz Raffinierten: Die Perronjäger. Selbstquälerisch bis zum äussersten gehen sie auch auf die letzte Planke noch hinaus, treten neben die ungeduldig stillstehenden Räder, beschnüffeln die Lokomotive und rühren sie rasch an, wenn niemand hinsieht. Sie geniessen halb sehnsüchtig und halb neugierig die Abschiedsszenen, leben die ausgetauschten Küsse mit, winken

gar selbstvergessen Unbekannten gute Reise nach. Und fünf Minuten später stehen sie bereits, unersättlich, auf einem anderen Perron und spielen schon wieder mit. Das sind die echten Bahnhofgeniesser, nicht jene verliebten Pärchen, die nur wartend auf den Perrons herumstehen, weil man sich dort so herrlich ungestört Herzen und küssen kann. Die sind bloss Gelegenheitsarbeiter.

Gänzlich Phantasielose, die sich auch nicht die kleinste Reise selbst erträumen können, stehlen sich heimlich in ein Reisebureau und lassen sich haargenau die unmöglichsten Reisen beschreiben, Reisen, die sie niemals ausführen werden.

Sie sehen: Bahnhof und Reise brauchen durchaus nicht zusammen zu gehören.

Albert Jenny

D A S G E H E I M N I S D E S B E R G E S

Es umfing uns — lautlos und schwarz — als sich in tiefdunkler Nacht die Hüttentüre mit leisem Knarren hinter uns geschlossen hatte und nur ein schwacher Schein die Sturmlaterne unseres Führers Paul wie ein kleiner Kobold des Lichts um unsere noch schlaftrunkenen Füsse huschte.

Kalt und trocken liebteste samtene Luft das Gesicht und leise einschlafender Nachtwind strich sacht durch unser Haar. Nach geraumer Zeit spürten wir in unseren langsamen Schritten, mehr als es sichtbar gewesen wäre, dass wir bereits auf den Gletscher vorgedrungen waren. Wir zogen die Skier aus, deponierten sie unter einem von Paul sorgfältig ausgewählten Felsblock und passten nach kurzer Rast unsere Steigeisen an die Schuhe. Ihr kurzes, klares, knirschendes Eingreifen in das spröde Eis war nun für Stunden der einzige, seltsam erregende monotone Laut in der dämmerigen Stille, die uns umgab.

Langsam nur zerrann die Zeit in bedächtigem Steigen und der unendliche Dom der Sterne über uns senkte Andacht in unser Gemüt. Und dann

— plötzlich — gleichsam pianissimo, begann ein leichter, grauer Schimmer durch das Dunkel zu huschen, das uns umgab. Als frühestes Zeichen erst nur geahnter Morgendämmerung. Schon glaubte das Auge sich getäuscht, da war der Schimmer wieder! Kräftiger nun, deutlicher schon. Kein Zweifel, es fing an, Tag zu werden. Und so wurde es auch Licht in unserer Seele, die sich voll Freude dem nahenden Erwachen der Natur entgegenhob. Das Grau im Dunkel wurde unversehens heller, freudiger, drängender. Und dann begann sich der uns umgebende Firnenkranz zu lichten, und der junge Morgen fing an, die Overtüre seiner erwachenden Farbensymphonie vor unseren ungläubig staunenden Augen zu intonieren.

Sanfteste Schattierungen von Grau spielten im zartesten Grün, lichtestes Orange wandelte sich in jungfräuliches Rosa. In kurzen Intervallen folgte ein «da capo» dem andern in immer reicheren, kräftigeren Tönen ansteigend, bis der ganze Horizont in flammendes Purpur sich tauchte — und die nun sieghaft aufsteigende Sonne die höchsten Spitze der rings sich erhebenden Eisriesen im hellsten gelben Schein des erwachenden Tages erstrahlen liess. Und jetzt hatte sich der Purpur zu unseren Häuptern bereits in das tiefe Ultramarin der Unendlichkeit gewandelt.

*

Der Gletscher war durchwandert, und da lag er nun vor uns, der trotzig, kalte Eisgrat, hochmütig und abweisend in blauer Ferne sich verliend.

Es war klar, er verlangte sorgfältige Arbeit und gewissenhaftes Sichern. Wir fühlten seine Gefahr in unseren Nerven und in unseren Sinnen und stiegen zögernd, abtastend an — Paul immer voran — in ruhigem, gleichmässigem Rhythmus Stufen schlagend. Aber bald flogen die Eissplitter fröhlicher um unsere Köpfe und zuversichtlicher ging es Stufe um Stufe höher. Der Gleichklang unserer Bewegung gab uns Kraft. Offener wurde der Kampf mit dem Grat und freier der Blick in die Tiefe, die wie eine stillschweigende Herausforderung zu unseren Füßen wuchs. Sirrend rasten die Eissplitter der Stufen in den Abgrund. Schmäler und spitzer zog sich der uns Halt gebende Raum zusammen und steiler wölbte sich der Absturz. Ein letzter Engpass war zu überwinden, und dann tat der kurze Gipfelhang sich vor uns auf. Geradezu gemütlich breit kam er uns vor, nach der spitzigen Arbeit am Grat.

Erwin Schneiter

AUF HERBSTLICHEN WEGEN

*Herrlich, in den Wind zu lehnen
und in unsagbarem Sehnen
sich verliebt geliebt zu wähen
im verführerischen Wind!*

*Herrlich, Wälder zu durchschweifen,
durch das tiefe Laub zu streifen
und nach lichtem Gold zu greifen,
das der Herbst mir lächelnd streut.*

*Seltsam, in den Buchenrinden
Namen schon vernarbt zu finden...
Herbst, nun lass mich überwinden,
bis ich lächeln kann wie du!*

*Aus dem Gedichtbüchlein «An stillen Ufern»,
erschienen im Verlag Francke, Bern.*

Dann waren wir oben. Bezwungen zu unseren Füßen lag, was stolz oft und dräuend tief hinein ins Tal geschaut und uns mit jenem eigenartigen, nun gestillten Sehnen erfüllt hatte.

Unsere Gipfelrast verbrachten wir in fast andächtigem Schweigen. Da plötzlich — von Augenblick zu Augenblick — lösten sich aus dem strahlenden Blau des Himmels kleine, graue Nebelschleier, die elfengleich, unsere einsame Höhe in anmutigem Reigen anfangen zu umtanzen. In kurzer Zeit waren sie bereits Legion und begannen die wärmende Sonne zu verdunkeln. Der Bergwind erwachte und rasch wuchs die Anmut zur Drohung. Unser umsichtiger Führer drängte zum Aufbruch.

Wir begannen den Abstieg, vorsichtig über den Grat hinunter kletternd und nicht ohne den fragenden Blick öfter nach rückwärts zu wenden, wo der Berg sich wieder zu beruhigen schien, nachdem wir ihm Tribut gezollt.

Einige Stunden lang stiegen wir durch steile Schneetraversen und durch unendliches Gletscherlabyrinth, wo einen Pfad zu finden, fast wie eine übersinnliche Fähigkeit unseres Führers anmutete.

Wir begannen das schützende Tal zu ersehen, als wir tief unter uns die gemütliche Hütte erspähten, die uns Schutz und Obdach versprach...

Es war spät am Nachmittag, als wir die Gletscher durchstiegen hatten und nun durch dichtes Felsgewirr unserem Ziele zustrebten. Und nach einiger Zeit sassen wir dann wirklich in jener selben Hütte beim fröhlichen Gedankenaustausch — und konnten es nicht unterlassen, immer und immer wieder nach unserem Weg «zurück» emporzusehen.

Langsam sank die Abenddämmerung über die Landschaft herunter und die Schatten an «unserem Berg» wurden tiefer und länger. Nochmals blickten wir zu ihm hin, mit leiser Wehmut und mit bescheidenem Stolz in unserem Herzen — und mit wohliger Mattigkeit in unseren Gliedern.

Dann nahmen wir Abschied von seiner trotzigen, zackigen und doch so vornehm-klaren Silhouette, die sich so sauber vom langsam sich verdunkelnden Blau des Himmels abhob.

Der Tag, an dem sich uns das Geheimnis des «Piz Palü» enthüllt hatte, rundete sich wieder zur Nacht...

Erich Metz

NATURSCHÖNHEITEN

Schuld ist natürlich meine Frau. In der Schweiz wäre mir das nicht passiert, denn hier werden die Lokomotiven nicht mit Kohlen geheizt. Aber sie musste ja durchaus nach Frankreich fahren.

«Adolar», sagte sie, «wo das Fahrgeld doch so teuer war, schau wenigstens aus dem Fenster und blicke auf die herrliche Natur!»

«Du verkennst mich, Adele!» sagte ich und steckte mit erheucheltem Entzücken den Kopf aus dem Fenster. Schwupps, hatte ich im rechten Auge ein Kohlstück so gross wie der Knopf an meinem Gilet.

«Nicht reiben», rief Adele, «nicht reiben!» Mit den Fingern versuche sie das Kohlenstück herauszuziehen, verrenkte mir dann das Augenlied, stach mich, dass meine Augen tränten.

«Das ist gut!» sagte sie und verrenkte weiter.

Kurz vor Paris stellte ich fest, dass ich auf dem Auge nichts mehr sehen konnte. Entzückend blau war mein gesundes Auge, das andere war schwarz wie die Nacht.

«Interessant siehst du aus!» sagte Adele.

Ich selbst aber strebte zum Augenarzt.

Der Doktor Dupont — zum Mittagessen muss es Zwiebeln gegeben haben — fragte streng: «Was sind Sie von Beruf?»

Ein Arzt hat das Leben des Patienten in der Hand. Doktor Dupont hatte mein Augenlicht in seinen zwiebelduftenden Händen.

«Ich lebe von meinen Renten», sagte ich.

Hell und freundlich blickte Doktor Dupont auf mich herab. «Soso, eine langwierige Sache ist das, was Sie da haben, eine sehr langwierige Geschichte! Die ersten vier Wochen müssen Sie jeden Tag zu mir kommen, zum Einträufeln. Und dann werden wir weitersehen. Hoffentlich sehen!» fügte er ernst hinzu. «Sie dürfen das auf keinen Fall leicht nehmen!»

«Gewiss, Herr Doktor!» sagte ich.

Im Hotel zog ich mich um. Meinen Schnauz rasierte ich ab, das weisse Hemd wischte ich einmal über den Boden des Kohlenkellers, den mir der liebenswürdige Patron zu diesem Zwecke zur Verfügung stellte. Einen alten Kittel hat er mir auch geborgt. Und dann wanderte ich zurück.

Zum Doktor Dupont.

Wieder hat es nach Zwiebeln gerochen.

«Warten Sie!» hat der Doktor missmutig gesagt, als er mich erblickte.

Ins muffige Wartezimmer habe ich mich gesetzt, habe gewartet und gewartet. Und Zwiebelwürfte zogen sanft durch die Räume. Nach einer Stunde kam der Herr Doktor und hiess mich ins Sprechzimmer gehen.

«Was sind Sie von Beruf?» fragte er streng.

«Schriftsteller», sagte ich, «kein sehr erfolgreicher, wenigstens momentan. Und deshalb wollte ich Sie bitten ...»

«Ich weiss schon», knurrte Doktor Dupont. Einmal blickte er durch den Spiegel. «Kamillentee!» sagte er. «Spülen!»

Ich nickte zaghaft. Die kleine geforderte Summe legte ich auf den Tisch. «Und muss ich noch einmal wiederkommen?» — «Durchaus nicht! Wegen so einer Kleinigkeit belästigt man überhaupt nicht den Arzt!» sagte Doktor Dupont.

Zwiebelduft kann ich immer noch nicht vertragen. Und aus dem Coupéfenster schaue ich erst wieder, wenn wir glücklich in der Schweiz sind.